

## **Sie wissen nicht, wie sie es zu Gehör bringen sollen**

*Ernesto Unruh, Hannes Kalisch*  
*Nengvaanemquescama Nempayvaam Enlhet*

Im Folgenden geben wir die Berichte von drei Enlhet in deutscher Übersetzung wieder; die Originale werden von *Nengvaanemquescama Nempayvaam Enlhet* für eine Edition auf Enlhet vorbereitet. Alle drei Reden wurden auf Enlhet gehalten und waren an Enlhet gerichtet, und zwar unmittelbar nach dem fünfundsiebzigsten Jubiläum der Kolonie Menno im Juli 2002. Die beiden ersten Redner stammen aus *Peeseempo 'o* bei Loma Plata; der dritte kommt aus *Ya'alve-Saanga*. Zwei von ihnen waren bedeutende Männer in der Geschichte der Mission. Sie gehören somit zu denen, die den Mennoniten Gehör geschenkt haben. In der Tat ist das Verhältnis zu den Mennoniten eines ihrer zentralen Themen. So laden ihre Berichte im Jubiläumsjahr der Kolonie Fernheim zum Nachdenken über die Begegnung mit den indianischen Völkern des Chaco ein.

Die Bürger der Kolonie Fernheim schauen im Jubiläumsjahr mit Dankbarkeit und Stolz zurück. Man spricht von den Entwicklungen, die durch das Leben in der Kolonie gewirkt und ermöglicht wurden, nämlich der wirtschaftlichen und politischen Festigung der mennonitischen Gemeinschaft. Gelegentlich werden auch die Kosten dieser Entwicklung genannt. Da ist zum Beispiel die Einsicht gewachsen, dass mit ihr eine Umweltzerstörung einhergeht. Das neue Umweltbewusstsein schlägt sich in konkreten Aktionen nieder; etwa in der Gründung einer Umweltorganisation oder darin, dass Land für Naturschutzgebiete freigestellt wurde.

Die grundsätzlichen Zielsetzungen der vergangenen Jahre und Jahrzehnte, das Streben nach höherem Wohlstand, wirken sich jedoch nicht nur auf die Umwelt, sondern auch auf das Zusammenleben der Menschen aus. Was die Kolonien selbst betrifft, so hört man von Zeit zu Zeit, dass in der ursprünglich homogenen mennonitischen Gesellschaft im Chaco soziale Ebenen auseinander zu driften

begännen. Die Probleme, die dadurch entstehen, drängen immer deutlicher an die Oberfläche. Manches der Geschichte in Russland scheint sich zu wiederholen.

Wo es um das Zusammenleben geht, rücken unvermeidlich die Völker ins Blickfeld, die schon vor den mennonitischen Einwanderern im Chaco wohnten. Sie haben die Möglichkeit verloren, eigenständig zu leben. Das heißt, sie tragen den Preis für das Leben mit, wie es in den Kolonien gestaltet wird. Gleichzeitig jedoch haben sie keinen Teil an diesem Leben. Die Art, wie die Beziehung zu den indianischen Völkern geprägt wurde, muss somit ebenfalls den Kosten für das zugerechnet werden, was die Einwanderer erreicht haben: Zwar waren die einheimischen Völker ständig präsent, gerade auch im Leben der mennonitischen Siedler. Dennoch wird gleichzeitig ihr Vorhandensein gleichsam verdrängt. Davon zeugt etwa der Satz, den wir in den letzten Jahren in mennonitischen Kreisen immer wieder gehört haben: „Wir haben genug Probleme und Aufgaben unter uns, da können wir uns nicht auch noch intensiv um die Indianer kümmern.“

Ohne Frage haben Kolonien und Gemeinden vieles für die indianischen Siedlungen getan. Obige Aussage spiegelt jedoch wider, dass es zu keiner substanziellen Auseinandersetzung darüber gekommen ist, wie man den indianischen Gemeinschaften auf der zwischenmenschlichen Ebene begegnen könnte. Nach wie vor wird das Vorhandensein der Indianer als Problem erfahren, nicht aber ihre Anwesenheit als Chance verstanden. Wie vor 75 Jahren lautet deshalb die Frage heute noch immer, *was* man *für* die Indianer tun könne. Die Frage, *wie* man ein gemeinsames Leben *gemeinsam* gestalten könnte, ist nicht aufgekommen<sup>1</sup>. Wie kann auf dieser Grundlage Begegnung möglich werden? Hier besteht eine Spannung, denn die mennonitische Gesellschaft beruft sich auf eine Botschaft, in deren Kern die Begegnung steht: Die Fleischwerdung ist die Suche nach Begeg-

---

<sup>1</sup> Die Enlhet unterscheiden die beiden Sachverhalte, die wir ansprechen, ebenfalls. Wo es darum geht, *was* man *für* den Anderen tun kann, wird von *nempasmoom engmooc* „dem Nächsten helfen“ gesprochen. Dieser Ausdruck bezeichnet die Bewegung vom Einem hin zum Anderen. Das gemeinsame Handeln – eine Bewegung, die von beiden gleichermaßen ausgeht – wird mit *nengelpasmeeycam' nengaoccha' engmooc* „die Heimat gemeinsam mit dem Nächsten gleichermaßen beleben“ bezeichnet. Beide Ausdrücke gehen auf dieselbe Verbwurzel *-pasm-* „zusammen etwas tun“ zurück. Während jedoch der erste ein eindirektionales Konzept ausdrückt, gibt der zweite die Reziprozität sprachlich durch den Distributiv *el-* wieder.

nung in ihrer letzten Konsequenz.

## I.

### Der Busch war unser Supermarkt

Ich weiß nicht, wie mein Geburtsort heißt; er liegt im Norden – dort kommen meine Vorfahren her – in der Gegend von Apva'at und Lhengcatquen. Aber ich weiß, wie wir früher gelebt haben. Wir waren zwar auf das angewiesen, was vorhanden war, auf die Nahrungsmittel, die es hier gab. Dabei aber war es so, dass wir sehr viel Raum hatten in unserer Heimat dort im Norden, hinter Kilometer 180. Nördlich von uns lebten die Quenmecpeyem, die Ayoreo. Wir lebten auf einer Seite des Flusslaufs dort, die Quenmecpeyem auf der anderen. Jene Gegend war unser Lebensraum. Dort bewegten sich meine Vorfahren, und zwar tatsächlich ohne Hunger; sie kannten keinen Hunger. Heutigen Tags erleben wir schon manchmal Hunger, besonders wir Alten; an manchen Tagen haben wir es richtig schwer. Früher dagegen bedienten wir uns aus dem Busch; der Busch war unser Supermarkt. Wenn etwas fehlte, gingen wir und wählten Essen aus. Was wir vorfanden, ein Nest der Wespe *Popom* zum Beispiel, brachten wir nach Hause. Wir aßen den Honig der *Popom* und waren satt.

Auch anderen Honig verzehrten wir, den der *Yavhan*, der *Peeyem*, der *Yavheene'* – die Biene, die man *Yaamyavheene'* nennt, gab es früher allerdings nicht. Wir aßen den Honig der Biene, die ihr Nest in der Erde hat, *Yaanec* heißt sie; auch der gehörte zu unseren Nahrungsmitteln. Wenn wir *Yavhan*-Honig fanden und ihn gehackt hatten, konnten wir überlegen, ob wir uns Spitzen des *Pa'ang*, der Buschpalme, besorgen wollten. Die aßen wir dazu. Das schmeckte gut! Davon wurde man schnell satt. So lebten wir früher. Wir kannten zudem *Yempehec*, das Honigbehältnis aus Fell. Wenn wir auf die Honigsuche gingen, nahmen wir eine große *Yempehec* mit, die füllten wir mit Honig, so dass wir schwer trugen. Auch die Bienenlarven – Bienenkinder nennen wir die – legten wir hinein. Zuletzt stopften wir das honiggetränkte *Pa'alya*, das Honignetz, in die *Yempehec*. Damit konnten die Frauen zu Hause den Honig leicht essen, damit lutschten sie den Honig. So lebten wir.

War einmal kein Fleisch da, so gab es Leute, die es gut verstanden, Beute zu machen, die schnell ein Tier aufspürten. Ging ein solcher Mann auf die Jagd, traf er auf ein Reh *Popyet*, auf ein Schwein *Ya'havay* oder auf ein anderes Tier und

brachte es noch am Morgen nach Hause. Seine Frau wartete auf ihn und wenn sie ihn sah, rief sie ihrem Kind zu:

– „Haa! Dein Vater ist gekommen!“

Sie ging ihm entgegen und nahm ihm die Beute ab.

– „Ich trage es für dich!“

Wenn man den Jäger so sah, hätte man nicht gedacht, dass in seiner Tasche außerdem noch eine *Yempehec* mit Honig war.

Das war unsere Art. Heute bedauern wir den Verlust unserer Nahrungsmittel aus dem Busch. Sie sind aufgebraucht. Es gibt kein Fleisch mehr, es gibt keine *Ya'alva*, keine Gürteltiere, mehr; sie sind davon gegangen. Auch *Na'ta'*, die Schildkröten, gibt es nicht mehr. Wenn wir früher gegen Abend aufbrachen, ja! Hier kam uns ein Gürteltier entgegen, dort näherte sich eine Schildkröte. Schnell hatten wir viel Fleisch. Dann kam eine giftlose Schlange auf uns zu; die töteten wir ebenfalls und steckten sie in unsere Tasche. Trafen wir eine Klapperschlange, so töteten wir auch die. Sie war uns Nahrungsmittel. All das war unser Essen.

In der jetzigen Jahreszeit kommt der *Penec* hervor, der Frosch – die, die im Busch leben, nicht die, die wir von hier kennen; der *Penec* aus dem Busch hat eine dunklere Haut. Wenn wir einen solchen Frosch sahen – wir hoben einen toten Baumstamm auf, dann lag einer darunter – töteten wir ihn und brachten ihn mit nach Hause. Auch er war Nahrungsmittel. Wie gut schmeckt dieser *Penec*! Frauen, die verstanden ihn zuzubereiten, legten ihn in die Glut. War seine Haut abgesengt, schnitten sie ihm den Kopf ab und begruben den – man begrub den Kopf, denn wenn ein Hund ihn essen würde, könnte er sterben. Nun entnahm die Frau, die den Frosch zubereitete, seine Innereien, so dass nur das Fleisch übrig blieb. Das legte sie in die Glut. Wenn es gar war – wie das schmeckte!

– „Es ist gar!“, rief Großmutter, oder auch Mutter.

Dann holte sie *Ayaac* – ihr Jungen kennt das nicht mehr; *Ayaac* haben wir dazu gesagt, eine Karaguatafaser. Die tunkten wir in das Fett des Froschs und lutschten sie dann ab. So lebten wir früher.

Unsere Nahrungsmittel waren von hier. Wir waren nicht ohne Essen; wir hatten vielerlei zu essen. Heute hat sich die Lage zum Schlechten verändert. Das kommt daher, dass die Mennoniten unter uns aufgetaucht sind. Die haben unsere

Art zu essen, unsere Lebensmittel, ausgelöscht. Wir wollen ja schon essen, was auch sie essen, aber wir kommen nicht daran. Besonders wir Alten, wir haben nichts, um es zu kaufen. So wie wir heute leben, ist es schwer. Früher dagegen gab es viel zu essen. Schaut doch, was ich alles aufgezählt habe. Es ist viel, von dem ich berichte.

\*

Es ist tatsächlich so, dass wir diese Dinge vermissen. Sie sind uns abhanden gekommen, obwohl wir doch unseren Supermarkt nicht hergeben wollten – so nennen wir den Busch. Wie viele Dinge lagen in den Regalen dieses Supermarkts! Das war der Grund dafür, dass wir ihn beschützten. Die *Quenmecpeyem* lebten jenseits des Flusslaufs, wir auf dieser Seite, und in der Sorge darum, dass jemand in unseren Supermarkt eindringen könnte, behielten die Enlhet den Wasserlauf im Auge.

Eines Tages wurde tatsächlich eine Spur bemerkt. Jemand wusste sie zu deuten:

– „*Aa!* Das war niemand von uns! Es scheint ein *Quenmecpeyem* gewesen zu sein!“

Die Spur wurde näher untersucht:

– „Schaut, hier! Das war niemand von unseren Leuten!“

Sie brauchten der Spur nur kurz nachzugehen.

– „Tatsächlich, dort sind *Quenmecpeyem!*“

Die Enlhet schossen nicht auf die *Quenmecpeyem*, aber sie schossen auf einen Baum, in dem Honig gehackt worden war; *Ahangca* nannten wir eine solche alte Hackstelle. Die Enlhet schossen auf die *Ahangca*, ihre Pfeile ragten um das Loch herum in die Luft. Diese Tat hat den unerschöpflichen Zorn der *Quenmecpeyem* ausgelöst. Er nahm seinen Anfang darin, dass sie hier in unseren Supermarkt, den Busch, eingedrungen waren.

Die *Quenmecpeyem* waren gefährlich; viele Enlhet sind von ihnen getötet worden. Aber wir zahlten Gleiches mit Gleichem zurück. Es starben *Quenmecpeyem*, es starben Enlhet, in gleicher Weise. Damals gab es noch keine Feuerwaffen, keine Messer. Wir erschlugen den Gegner mit einer Keule. So waren wieder einmal Enlhet getötet worden und einer der Entkommenen hatte die Nachricht gebracht:

– „Man hat uns ausgelöscht! Dort, wo ich herkomme!“

Die Nachricht lief, bis sie in jeden Wohnort gelangt war. Als nun die Pfeife ertönte –*Anaata-lhcapoc*, Vogelknochen, nannten wir die; *vet, vet, vet, vet, vet, vet!* war ihr Klang– versammelten sich alle und die Krieger brachen auf, *hayyy!* Das Sterben geschah gleicherweise auf beiden Seiten; beide Seiten hatten in gleicher Weise Können. Wenn sich etwa die *Quenmecpeyem* näherten, wurde man wie gelähmt. Man konnte nicht mehr aufstehen und keine Dinge mehr mit der Hand ergreifen. Keine der beiden Seiten schenkte der anderen etwas.

Es war Nacht, als die Enlhet aufbrachen. Zunächst begaben sich nur drei Männer auf den Weg. Sie sollten Ausschau halten.

– „Geht ihr zuerst!“, war bestimmt worden.

Als sie zurückkamen, berichteten sie:

– „Wir haben niemanden angetroffen.“

– „Gut. Wir wollen weiterziehen.“

Sie brachen erneut auf, immer des Nachts. Ein jeder hielt sich am Bogen seines Vordermanns fest; es war, als würden sie sich mit ihrem Bogen ziehen. Es herrschte ja Dunkelheit und sie wollten nicht, dass jemand vom Weg abkam. Daher zogen sie ihren Hintermann mit ihren Bögen.

Langsam kamen sie vorwärts. Sie schickten erneut Späher aus, *Maale'-Pcaatec* nannte man die, Fuchskopf. Die trafen endlich auf die *Quenmecpeyem*.

– „Dort haben wir sie gesehen! Ganz nah!“

– „Fein! Wo wäre eine gute Stelle, um in ihr Lager einzudringen?“

– „Dort vorn!“

– „Gut! Auf geht's!“

Sie brachen wieder auf, noch immer in dunkler Nacht. Nun blieben sie stehen, und einer hielt dem anderen einen Pfeil vors Gesicht.

– „Erkennst du den Pfeil?“

– „Noch nicht.“

– „Also gut. Wir wollen uns noch näher anschleichen.“

Sie blieben erneut stehen.

– „Siehst du den Pfeil?“

– „Ja, diesmal sehe ich ihn.“

– „Jetzt kann es los gehen!“

Bis sie ans Lager der *Quenmecpeyem* gelangt waren, hatten sie alles vorbereitet. Sie bliesen auf ihren Pfeifen, ganz dicht beim Lager, *hovvvvvvva!* Die *Quenmecpeyem* wollten aufspringen, doch die Enlhet waren schon über ihnen, *poc, pocj, pocj! Hayyy!* Diesmal ging es für die *Quenmecpeyem* ans Sterben; unser Sterben war ausgeglichen. So war es früher. Ich weiß nicht wenig von diesen Dingen; ich bin schon sehr alt. Seht, die Jungen hier, die wissen nichts von alledem. Es ist unmöglich, dass sie etwas davon wissen.

\*

Später verließen wir unsere Heimat; ich tauchte in Kilometer 152 in der Welt der Weißen auf. Dass wir zu den Paraguayern gingen, war so gekommen: Es gelangten Paraguayer zu uns in den Busch; in den tiefen Busch. Das war genau zu jener Zeit, als auch die Soldaten kamen, *havvv!*

– „Was soll nur mit uns geschehen? Wir sind schlimm dran!“

So war die Stimmung. Doch da rief einer beim Näherkommen:

– „*Vaaaa!*! Lauft nicht davon! Wir sind Freunde!“

– „*Aa!* Was passiert nun?“

Die Enlhet ergriffen ihre Bögen, *hayyy!* Sie nahmen ihre Pfeile zur Hand, ihre Keulen.

– „*Nengelva'ac nengco'o!* Wir sind gekommen!“, grüßte ein Mann auf Enlhetweise.

*Va'*, als er herankam – da war es *Pa'ayvaeclha'ay'*, der Vater von *Yohoon Alhaaye'*; der lebt ja heute noch in *Ya'alve-Saanga*. Die Paraguayer hatten ihn zu ihrem Kaziken, zu ihrem Mittelsmann, gemacht. Er war nicht allein; mit ihm waren Kazike *Mita'i* und Kazike *Mitapucu* zu uns gekommen. Außerdem kamen acht Soldaten mit ihnen. Wir aber waren ohne Kleider. Wir waren nackt.

– „Wir sind gekommen. Wir haben Kleider mitgebracht. Euch wollen wir. Wir wollen euch mit uns führen,“ sagten die Kaziken.

Man antwortete ihnen jedoch nicht, denn beinahe wäre der Zorn der Enlhet aufgebrochen.

Also gut, nun wurden die Kleider aus ihrem Behälter genommen. Es waren keine Hosen, *Pangyeelo* nannte man sie, Stoffstücke. Die wurden uns angezogen;

die Frauen banden sie sich um die Hüften. Die *Pangyeelo* gefielen den Leuten – wir hatten noch nie Kleider gesehen– die Frauen waren fröhlich. Auch mir wurde ein Tuch um die Hüfte gebunden; es gefiel mir gut. Daraufhin folgten wir den Paraguayern.

– „Wir sollen arbeiten,“ hieß es.

So war es dann auch; ich wurde in Kilometer 152 mit der Arbeit bekannt. Wir holten Bäume aus dem Busch, die zur Bahnlinie sollten.

\*

Seht, das ist, auf was ich abziele: Verkennt unseren Supermarkt nicht, den Busch. Dort gab es viele Dinge. Es gab dort Fleisch; wenn wir es erwerben wollten, so kostete es nichts. Wir mussten es nicht bezahlen. Der Honig der *Yavhan*-Biene war uns wie Süßigkeiten; geradeso der Honig der *Popom* – früher waren die Nester der *Popom* lang. Das waren unsere Lebensmittel. Wir haben *Pa'ang*, die Buschpalme, gegessen. Wir haben *Caaya* gegessen, und *Heeyamac*. *Quentem'* haben wir gegessen; wie gut war das *Quentem'*-Mehl. Mit *Quentem'* wurden wir aufgezogen. Etwas anderes gab es jetzt im Winter nicht, da wurde das Essen knapp; es war ja Winter. Wie gut, dass sich die Frauen darauf vorbereitet hatten! Sie hatten *Teves*, Algarrobomehl, in den ausgehöhlten Bauch eines Flaschenbaums gelegt, um es für den Winter aufzubewahren. *Teves* hatten sie hineingelegt, die Mehlbeeren *Navsa*, das Mehl der Algarroboarten *Aycaaha* und *Taayet*. Sie hatten auch reife *Maaneng* aufbewahrt, damit wir sie zu den getrockneten *Antaava*, den Buschbohnen, essen konnten. Wenn die gekocht wurden, hat man die reifen *Maaneng* dazugetan. Das war ein wohlschmeckendes Gericht.

Schaut, wie wir dagegen heute leben.

– „Noch leben wir hier auf der Erde,“ sagen die anderen Alten oft, wenn sie zu mir ins Haus kommen.

– „Zu wem könnten wir nur gehen?“, fragen sie.

– „Es wäre schon Abhilfe denkbar. Früher hat uns das Essen aus dem Busch geholfen,“ antwortet ein anderer.

– „Ja, wirklich. Das war tatsächlich so.“

Seht, davon spreche ich. So wie das Leben heute ist, ist es wirklich hart. Es ist uns verboten, in die eingezäunten Landflächen zu gehen, um Beute zu suchen. Werden wir gesehen, werden manchmal Hunde auf uns gehetzt. Es kann sogar

vorkommen, dass auf uns geschossen wird. Das ist die Art unserer Nächsten, der Mennoniten.

Wie können wir es nur anstellen, dass wir diese Situation wieder ins Gleichgewicht bringen? So frage ich und denke dabei an das Essen, das es früher hier gab. Früher gab es für uns keinen Hunger. Wir hatten Felder, wir pflanzten Süßkartoffeln, Bohnen, Mandioka, auch die Saft-Mandioka – wie gut ist die; in der Morgenfrühe trinkt man ihren Saft. Da standen *Pomlhec*, es gab *Catteye*, die aßen wir. Die Enlhet pflanzten vielerlei. Zudem hatten sie zahlreiche Tiere, Schafe, Ziegen; viele. Als dann aber unsere Nächsten, die Mennoniten, in unser Land eindrangten – was können wir tun? Nun sind wir besitzlos, wir halten keine Ziegen und Schafe mehr. Was können wir tun? Man hat den Mennoniten damals Raum gegeben. Ich hatte große Ziegen; groß waren meine Tiere. So war es. An manchen Tagen schüttelt es mich, wenn ich darauf zurückschaue, wie wir früher lebten.

Früher lebten alle gleich. Gleich zu sein, das war unser Wert. Da konnte sich ein Enlhet fragen:

– „Wie geht es meinem Nächsten dort? Hat der auch zu essen?“

Dann brachte er ihm von dem Seinen.

– „Hier ist ein wenig zu essen!“

– „Ja! Wie schön!“

Der Empfänger erfreute sich an dem Zeichen.

– „Wie gut!“

– „He'. Und ich dachte, du hättest zu essen.“

– „Nein.“

– „Wie gut, dass ich dir da etwas gebracht habe.“

Man beobachtete oft, dass Menschen sich so einander zuwandten. In der Hitzezeit, wenn die Schoten des *Teves* reif sind, konnte jemand schon zeitig *Samong*, Algarrobogrütze, zubereiten. Seine Frau hatte die Schoten zerstoßen und er stand früh auf und übergoss den *Samong* mit Wasser. Er dachte dabei an seinen Nächsten, dem wollte er einen Teller voll bringen. Sein Nachbar schlief jedoch noch.

– „Bist du schon wach?“

- „Ja. Allerdings bin ich wieder eingeschlafen.“
- „Lutsche du den *Samong* zuerst! Sauge nur allen Saft heraus!“
- „Gut!“

Der, der so geweckt wurde, wurde als Erster satt. So lebten wir früher. Wir hielten nichts für zu gering für unseren Nächsten. Wir teilten, was wir hatten. Alle sollten, so sagte man, zu beißen haben. Alle sollten in gleicher Weise satt sein. So war es früher. So kam es von unseren Vorfahren.

\*

Ich erfreue mich daran, dass ich auf diese Dinge schaue. Wie bedrückend ist es aber, dass unser Supermarkt zu faulen beginnt, der Busch. Wahrhaftig, der war unser Supermarkt. Die Enlhet haben ihn verteidigt. Sie bewachten seine Grenzen, um Eindringlinge rechtzeitig zu entdecken; so gingen sie vor. Andere Sprachen als die, die ich verwende, *Enlhet Apayvaam*, wurden hier nicht gesprochen. Die Toba lebten weit weg; die Nivacé lebten weit weg. Alle Übrigen lebten ebenfalls weit weg. Hier aber lebten die Enlhet; hier lebten ausschließlich die, die wir Enlhet heißen. Wir sprachen eine einzige Sprache. So war es in unserem Land.

All das, was ich hier sage, hat das Gewicht der Wahrheit. Unsere weißen Nachbarn haben unserer Heimat, unserem Lebensraum, in nicht geringer Weise Schaden zugefügt und ihn zerstört, als sie unter uns auftauchten. Jetzt haben wir nichts mehr. Es ist uns verboten, dass wir uns Nahrungsmittel aus den eingezäunten Landstücken besorgen. Wenn wir gesehen werden, weist man uns gar zurück. Wie können wir diese Situation nur unseren Nachbarn, den Mennoniten, verständlich machen? In manchen Buschstücken gibt es ja noch Tiere und Früchte. Aber die gehören nun den Mennoniten. Wir aber, wir haben nichts, gar nichts. Nur daher kommt es doch, dass die Enlhet die Umzäunungen der Mennoniten betreten. Dennoch werfen die Mennoniten uns wieder hinaus. So erleben wir die Mennoniten. Wir beobachten die Mennoniten.

Was wäre geschehen, wenn wir damals die Mennoniten zurückgewiesen hätten, als sie kamen? So frage ich mich. Es traf sich allerdings, dass sie genau dort auf die Enlhet stießen, wo Kazike *Veeeno* wohnte. Der war ein geruhsamer Mann, der sich nicht leicht erregte. Später kamen die Mennoniten zwar auch hierher in die Heimat des Kazike *Vaaso*, der war sehr bestimmt; aber die anderen Anführer standen ihm nicht bei. Wäre er damals allein gewesen, hätte er wohl die Enlhet

alle in Zorn versetzt. So aber berieten sie zunächst:

- „Wartet! Es sind möglicherweise keine Feinde,“ wurde gesagt.
- „Es scheint, dass sie Freunde sind.“
- „Wirklich?“, fragte Kazike *Vaaso*. „Wenn sie sich aber nicht angemessen benehmen, werden wir sie alle umbringen.“

So sprach der Kazike. Er war ein furchtloser Mann, er wollte die Mennoniten zurückweisen, als sie damals kamen. Dann aber, nach dieser Beratung, hatten die Mennoniten freien Weg.

\*

Was nun die Mennoniten angeht: Einige machen uns ja tatsächlich Freude. Insbesondere waren die gut, die damals am Anfang kamen. Sie beschenkten uns; sie gaben uns zu essen, obwohl sie doch selbst wenig zu essen hatten. Wir arbeiteten für sie; allerdings bekamen wir keinen Lohn für unsere Arbeit. Stattdessen aßen wir ihr Essen, Süßkartoffeln, Erdnüsse; das aßen wir bei den Mennoniten.

Heutzutage hat sich die Lage erheblich verschlechtert. Die guten Mennoniten sind gestorben und von der neuen Generation ersetzt worden. Die Jungen aber neigen dazu, uns schlecht zu begegnen. Obwohl wir doch alt sind:

- „Was willst du?“, heißt es.
- „Arbeite!“, sagen die Jungen, die aus der jungen Generation.

All diese Dinge, die wollten wir vor den Mennoniten ansprechen, um die Situation in Ordnung zu bringen, so dass wir wirklich gleich werden, dass wir eins werden, wie sie immer sagen, dass wir uns gleichermaßen gegenseitig zugetan sind, die Mennoniten, die Paraguayer, die Nivaclé, alle, die hier leben. Diese Dinge wollte ich ansprechen, als die Mennoniten ihr großes Jubiläumsfest feierten. Es kam jedoch nicht dazu. Ich wurde nicht unter die Redner geladen; ich wurde lediglich aufgefordert, während der Parade im Pferdewagen zu sitzen. So war das bei dem Fest. Nun aber bin ich froh, dass ihr gekommen seid und mir zugehört habt. Auch die Mennoniten sollten wissen, was ich von unserem Supermarkt berichte. Die Mennoniten sollten hören, was ich eben gesagt habe. Sorgt ihr dafür, dass es zu den Mennoniten gelangt, auch zu den Paraguayern. Das ist alles, was ich für heute sagen will.

## II.

### Sie wurden uns zu Müll gemacht

*Quenmaa-Melevque*, das ist mein Geburtsort. Es lag auf dem Weg der Paraguayer am Kilometer 112 der Bahnlinie; anders als in Kilometer 83 oder Kilometer 71 war es keine Siedlung der Paraguayer, nur ein Halteort. Eine Mutter hatte ich nicht. Ich war ohne Mutter; Tante, die an mir Mutters Stelle eingenommen hat, hat mich groß gezogen. Von ihrem Rücken herab habe ich in die Welt geblickt, wenn sie mich mit sich herumgetragen hat. Lange Zeit hat sie mich so umhergetragen, bis ich zu groß dafür war – ich hatte keine Mutter; meine Eltern waren gestorben. Auch früher war die Welt nämlich nicht frei von Schlimmem, es gab Krankheit – Krankheit gibt es immer noch, sie hat uns nicht verlassen – daher kam es, dass ich Vollwaise war; auch Vater war gestorben.

Ich weiß davon jedoch nicht aus eigener Erinnerung; Tante hat es mir berichtet. Ich habe Mutter nicht gekannt; ich war ein kleines Kind, als sie umgekommen ist. Beide Eltern sind mir gestorben; ich habe sie nie gekannt. Tante aber, die Mutter meines Veters *Naasyo-Paasyam'*, hat mich mit sich umhergetragen; *Conyaa Poco* hieß sie, die Mutter von Ramón Ortiz' Frau. Ihr Mann war Toba, sie aber Enlhet, von denen, die man auch *Lengua* nannte. Das war in *Quenmaa-Melevque*; dort komme ich her. Tante sprach Enlhet, nur Enlhet, der Vater von Ramóns Frau aber sprach Toba; sie sprachen unterschiedlich. Die Enlhet mischten sich damals nämlich auch unter die Toba. Sie besuchten die verschiedenen Wohnorte, so dass es war, als lebten sie unter den Toba. Das kam daher, dass wir mit den Toba gemeinsam hier im Chaco lebten; auch sie sind Enlhet, unsere Sprachen sind sich ähnlich. Ihre Sprache ist von der unseren nicht grundsätzlich verschieden; wir sprechen die gleiche Sprache.

\*

Auch ich habe den Krieg zwischen Paraguayern und Bolivianern mitbekommen; ich war damals klein, etwa so groß wie ich hier zeige, vielleicht zehn Jahre alt. Als der Krieg zu Ende war, zogen die Paraguayer nach Hause und kamen durch *Quenmaa-Melevque*. Ich stand an der Bahnlinie und schaute zu, wie die Soldaten zurückkehrten. Sie warfen mir Fleischkonserven zu; ich war noch klein, als ich mit Fleischkonserven und anderen Dingen beworfen wurde. Allerdings rührte ich diese Dinge nicht an.

\*

Auch die Mennoniten tauchten unerwartet auf; verwundert betrachtete ich ihre Pferdewagen. Sie kamen hierher in die Gegend von *Paeclha 'pe'*, Loma Plata. Zunächst waren sie in *Haalhama-Teves*, der Endstation des Zugs, geblieben. Dann sind sie nach *Pongcat-Napoolheng*, Hoffnungsfeld, gezogen. Dort haben sie einen großen Schuppen gebaut, wo sie ihre Gespanne untergestellt haben. Wir waren erstaunt, als die Mennoniten einfach so in das Unsere kamen. Wir hatten Derartiges noch nie erlebt und es war, als seien wir scheu. Dieses Land gehörte den Mennoniten nämlich nicht, es gehörte wohl den Paraguayern. Die Mennoniten sind einfach gekommen. Sie sind als Dritte gekommen. Die Paraguayer aber sind als Zweite gekommen. Die Enlhet dagegen – die Enlhet haben den Chaco zur urreigensten Heimat.

Wir waren erstaunt, als wir sahen, wie die Mennoniten Einzug hielten; sie waren viele, sehr viele. Sie gaben den Enlhet zwar von ihren Lebensmitteln ab, die wurden aber einfach beiseite gelegt; die Enlhet mochten solches Essen nicht. Sie bevorzugten ihre eigenen Nahrungsmittel, das Essen, das aus dem Busch kam. Sie aßen *Acyeyva*, die Klapperschlange, den Leguan *Peyem*, die Gürteltiere *Ya'alva* und *Na'sehe'*, lauter Dinge, die sie in ihrer Heimat vorfanden. Sie aßen *Maayet*, die Boa, all das, was vorhanden war, den Honig der *Yavhan* und der *Peeyem*. Sie aßen auch – du kennst die sicherlich – die Früchte des *Laapang*, der Königin der Nacht, und des *Ya'mehe'*, des Schlorrenkaktus. Vom *Laapang* aß man zudem die Wurzeln, die sind wie *Mandioka*. Wie mehlig sind die jetzt im Winter, ganz mehlig! Auch von einer Pflanze mit Blättern wie die der Banane, *Catteye*, aßen wir die Wurzeln. *Mocya'me*, eine Art *Catteye*, die in den Feuchtgebieten wächst, wurde ebenfalls gegessen. Es gab vielerlei zu essen, Fisch, den Aal *Yelhem*, dann auch die Muschel *Acpong*. In der Trockenzeit zündeten die alten Frauen die ausgetrockneten Sumpfbgebiete an, die *Yengman*. Dann kamen die *Acpong*-Löcher zum Vorschein, so dass man nach den *Acpong* graben konnte. Andere Nahrungsmittel kannten die Enlhet nicht, nur Essen von solcher Art.

Wenn kein Wasser zur Verfügung stand, war *Angvet*, die Wasserknolle, unser Wasser. *Angvet* – wir kennen die ja gut, die lange Knolle – die war das Wasser der Enlhet. Und wenn wir Wasser in einem hohlen Baumstamm antrafen, dann machten wir in den ein Loch, durch das wir eine Art Strohalm steckten. Nun konnten wir das Wasser trinken. Das alles war das Wasser der Enlhet; so lebten wir, wir verstanden uns auf vielerlei Dinge. Wir aßen *Quentem'*, wir aßen *Hang*, die wurden im Feuer verbrannt. Wir aßen in großer Vielfalt, alles das, was wir vorfanden.

Die Enlhet lebten selbständig und unabhängig. Daher ist es so, dass ich mich oft frage: Wie ist es bloß gekommen, dass wir diese Dinge hier, die Sachen der Mennoniten, angenommen haben, ihr Essen und all das andere? Die Enlhet hatten früher doch auch ihre Felder, ihre Süßkartoffeln. Sie legten sich Felder an, eine runde Rodefläche im Busch, die sie *Pelhnaanec* nannten. Die Baumstümpfe ließen sie zunächst übrig, die vertrockneten von allein – war das Holz trocken, wurde die Rodestelle angezündet. Sobald es regnete, konnten sie pflanzen; so lebten die Enlhet früher. An den Rändern um die *Pelhnaanec* herum pflanzten sie *Seppo*, Mandioka; auch *Ya'teepa*, den Kürbis, pflanzten sie am Rand. In der Mitte aber pflanzten sie Süßkartoffeln. So war das damals. Sie pflanzten auf der *Pelhnaanec* *Ya'teepa*; sie pflanzten den großen *Seppo*, dessen Saft man trinkt. Der machte sie stark, gerade dann, wenn wie jetzt der Winter kam; sein Saft wurde im Winter getrunken, in der Morgendämmerung, wenn es noch dunkel war. Sie kochten ihn und tranken ihn zu den Süßkartoffeln. Das war gut, Süßigkeiten vergleichbar; ich weiß das. Ich war unter den Alten, daher kann ich von diesen Dingen berichten. Ich habe all diese Dinge miterlebt.

Die Enlhet hatten alles; den Honig aßen sie mit dem *Pa'alya*, dem Honignetz. Der Honig im *Pa'alya* wurde in Wasser aufgelöst – das war Essen der Enlhet, daran erstarkten sie. Dann brachen sie erneut auf, um Honig zu suchen. Sie dachten nämlich an die Kinder, die hatten es schwer, wenn sie so gerne Honig wollten; da waren sie arm dran und taten den Erwachsenen leid. Auf der Honigsuche trugen sie ein kleines Beil mit sich, so groß wie meine Faust. Wie schafften sie es nur, damit ein Loch in den harten *Naava'*, den gelben Quebracho, zu schlagen! Dieses Beil war doch so klein und hatte nur einen kurzen Stil – sie klemmten es in ein Holz, das sie zusammen mit Honigwachs umschnürten; ganz fest fügte sich das Beil an den Stil. Dann hackten sie das Bienennest oben auf dem Baumstamm auf, ganz hoch oben – mit einem Seil bestiegen sie den Baumstamm, indem sie es um ihn knüpften. Wie sie das nur machten! Wenn sie wieder herunterkamen, lösten sie die Knoten wieder auf. Vorsichtig stiegen sie vom Baum und lösten dabei die Knoten auf; dann steckten sie das Seil wieder in ihre Tasche. So machten es die Enlhet früher. Erst jetzt sind wir mit dem großen Beil bekannt geworden, das man zum Holzhacken verwendet; früher gab es das nicht. Früher hatten sie ein sehr kleines Beil; *Taava angcoo'*, echtes Beil, sagten sie dazu. Scharf war das!

War es so weit, dass sie zu einem Jagdzug aufbrechen wollten, warfen sie sich gegenseitig Worte zu:

- „Wo gehen wir hin?“, eröffnete einer.
- „Sag du’s! Von wo weißt du, dass es Wasser gibt?“, erwiderte ein anderer.
- „Ich habe dort und dort Wasser gesehen.“

Nun nannte er den Namen des Ortes, wo sie hingehen wollten. So lebten wir früher; ich habe zugehört, wie die Alten erzählt haben.

Nach einer Woche kamen die Jäger wieder. Wenn sie sich näherten, schossen sie ihre Gewehre ab. Sie wünschten nämlich, dass man ihnen entgegenkäme; sie trugen schwer. Das war unmissverständlich: Wenn es knallte, waren die Jäger gekommen. Andere Sachen als die Dinge aus dem Busch hatten die Enlhet früher nicht zu essen. Wenn da einer nichts erbeutet hatte, nein! – da hatte seine Frau nichts, wenn er leer nach Hause kam. Dann kam ihm jedoch Hilfe von einem, der Beute trug, der gab ihm von seinem Essen ab. So lebten die Enlhet früher.

\*

Dann kamen wir hierher in die Gegend von *Paecelha’pe’*, Loma Plata. Mein Vetter *Naasyo-Paasyam’* brachte mich mit sich; er stammte von hier – inzwischen ist er gestorben. Wir wollten, als die Mennoniten gekommen waren, im Mennonitenland Sachen erwerben – allerdings ist es so, dass zuerst wir hier gelebt haben. Was dagegen die Mennoniten angeht, so ist es, als hätten sie dieses Land erbettelt, als hätten sie es uns entwendet. Sie haben es leer gemacht von den Dingen, die uns Nahrung waren. Sie haben sie weit weg geworfen. Sie haben sie wie Abfall behandelt. Es ist nämlich so, dass sie mit dem Busch ohne Respekt umgegangen sind. Sie haben unseren Lebensraum zerstört, von dem unsere Nahrung kam.

Ich bin schon vor sehr langer Zeit hierher gekommen, als ich noch klein war. Ich habe die Alten von hier noch kennen gelernt; viele waren es, inzwischen sind sie alle tot. Ich war unter ihnen, wenn sie erzählten. Ich ging nicht weg, wenn sie *Ammen*, Bier, tranken; ich saß unter ihnen und hörte ihren Berichten zu. Daher kommt es, dass ich von all diesen Dingen spreche. Ich weiß von ihnen.

\*

Die Enlhet hatten viele Wohnorte, in allen Himmelsrichtungen. *Quemhaata-maam’*, *Khaalay*, auch *Poy’yacco*, *Quemha-Naamoc*, das waren Heimatorte der Enlhet. Die Enlhet machten sich auf und gingen an einen Ort. Sie brachen erneut

auf und gingen an einen weiteren Ort – wenn ihnen eine Stelle über war, weil sie dort nicht mehr genug Nahrungsmittel vorfanden, gingen sie an einen anderen Ort; so lebten sie. Sie hatten keine Häuser wie diese hier; sie bauten sich kleine runde Häuser aus *Paapeyo*, dem Bittergras. Etwas anderes war nicht da – aber sie verstanden mit dem, was vorhanden war, ihr Leben zu gestalten. Das verstanden sie ausgesprochen gut! Sie stellten gekrümmte Zweige auf und warfen *Paapeyo* darüber, wie gut war das! Ihr Haus bewahrte sie im Winter vor der Kälte, obwohl es doch klein war, nicht so wie die Häuser von heute.

Auch Decken hatten sie keine – nur gewobene Teppiche aus Schafwolle, mit denen deckten sie sich zu. Die Enlhet waren nicht ohne Sachen! Sie hatten Ziegen; es gab Schafe. So lebten die Enlhet früher. Jetzt aber haben die Enlhet nichts mehr, jetzt sind sie arm. Das kommt daher, dass die Mennoniten unter uns aufgetaucht sind. Die haben uns unsere Sachen zunichte gemacht. Obzwar wir doch Pferde hatten – mit denen war es genauso, die Mennoniten verabscheuten sie. Sie forderten uns auf, unsere Pferde zu verkaufen. Sie behaupteten, die würden ihre Felder abfressen. Dem war jedoch nicht so; sie gaben das nur vor – die Mennoniten verstehen es gut, uns klein zu halten. Das verstehen sie. So ist es ja auch, wenn wir sie um etwas bitten.

– „Nee!“ sagen sie dann immer.

Warum aber bloß? Wie war es denn, als sie kamen? Wir haben sie nicht zurückgewiesen; wir waren lediglich verwundert, als wir sie sahen. Wir haben sie nicht abgewiesen, als sie hier auftauchten. Wir sagten nicht:

– „Dreht um! Kehrt zurück!“

So haben wir nicht mit ihnen gesprochen. Die Mennoniten aber, die lehnen uns ständig ab, bis heute. Das ist wirklich wahr.

\*

Ich war unter den Alten, wenn sie *Anmen* tranken; ich habe sie nicht verlassen. *Quelaaney'-Poo*c, die Heiler, die waren wie ein Arzt. Wenn ein *Quelaaney'-Poo*c einen Kranken sah, so half er ihm auf der Stelle – was war das nur? Die Alten verstanden zu wirken! Inzwischen aber sind sie alle tot. Nun haben wir niemanden mehr, bei dem wir Hilfe finden könnten. Die Alten von heute, die sind kraftlos; sie haben kein Können. Die von früher dagegen, wenn die ein krankes Kind sahen, halfen sie ihm sofort, und sie heilten es auch. Medikamente brauchten sie dabei nicht; die gab es früher nicht. Wilde Menschen nannte man

uns, Leute, die einfach so im Busch leben, wilde Menschen, Leute, die keine Häuser haben, die verstreut leben – an den einzelnen Orten lebten nämlich immer nur wenige Enlhet. An einer Stelle lebten vielleicht drei, an einer anderen womöglich einer allein. An wieder einer anderen Stelle wohnten dann auch recht viele beieinander; so war es allerorten. Die Enlhet lebten an vielen Orten verstreut.

Wenn die Früchte und Pflanzen aufgebraucht waren, gingen sie zur Jagd über. Was sie antrafen – *Acyeyva*, *Peyem*, *Maayet* – das brachten sie nach Hause. Es ist nämlich so, dass die *Maayet* viel Fleisch hat, dick ist sie und sehr lang, vielleicht zwei Meter lang. Ihre einzelnen Stücke verteilten die Enlhet unter sich; alle Nachbarn bekamen etwas ab. Auch die *Acyeyva* zerstückelten sie und gaben den anderen davon. Ebenso war es beim *Peyem*; sie zerlegten und verteilten ihn – die Enlhet früher aßen ihr Essen nicht allein, nein. Sie teilten alles unter sich auf, denn der Hunger ist für alle gleich.

Ich selbst noch habe meine Kinder mit der Jagd groß gezogen; von der Jagd kommt es, dass sie jeden Morgen gesund aufgewacht sind. Wildfleisch war ihr Essen, eine große Vielfalt, *Popyet*, *Paava*, *Pomaap* – ich saß nicht zu Hause herum, ich war ständig auf der Suche nach Fleisch. Erst jetzt ist es so, dass meine Kinder kein Wildfleisch mehr essen. Der Busch ist davon gegangen. Früher, noch in der alten Siedlung bei *Paeclha'pe'*, brauchte ich nicht weit zu gehen, um Beute zu finden. – Ja, die Enlhet kannten vielerlei Arten von Nahrungsmitteln. Das alles haben sie nun aufgegeben; nun leben sie unter den Mennoniten. Sie haben ihr eigenes Essen hinter sich gelassen.

\*

Ich habe viel zu sagen. Heute lebe ich unter Mennoniten; früher gab es hier keine. Als ich zu den Alten nach *Paeclha'pe'*, Loma Plata, kam, lebten hier erst sehr wenige. Ich aber habe schon von Anfang an hier gearbeitet. Ich war es, der das Land von Bäumen und Gesträuch gesäubert hat. Bis zur Erschöpfung habe ich gearbeitet. Ich habe *Paeclha'pe'* gesäubert, die Stadt *Paeclha'pe'*; mit einem Spaten habe ich die Baumstümpfe heraus gegraben. Die Mennoniten erinnern sich jedoch nicht an meine Arbeit; sie erweisen sich mir nicht gütig. Sie denken nicht daran, dass ich dieses Land gesäubert habe. Ich aber denke ständig daran, dass ich diese Gegend gereinigt habe, die Siedlung Loma Plata. Ich habe die Bäume beseitigt, hier und in anderen Dörfern. Als ich mit dem Roden begann, war ich vielleicht sechzehn; daher kommt es, dass ich auch ein wenig die Spra-

che der Mennoniten spreche. Ich war jung, als ich kam.

\*

Als die Mennoniten kamen, hatten sie nur eine geringe Vielfalt an Nahrungsmitteln, nur Erdnüsse, die sie mit Zucker aßen. Sie mussten nämlich ihre Lebensmittel mit dem Pferdewagen aus *Haalhama-Teves*, der Endstation des Zugs, herbeibringen. Dort konnten sie nicht unentwegt hin, denn es ist weit entfernt. Das, was im Busch wächst, aßen die Mennoniten nicht – sie sind weder imstande noch willens das zu essen, was im Busch wächst. Die Enlhet aber, die aßen, was vorhanden war, von *Pa'ang*, der Buschpalme, und von *Aalha*, der Kampfpalme. Die Wurzeln des *Pa'ang* garten sie im Erdofen. Sie füllten den Ofen am Abend; in der Morgendämmerung dann holten sie die Wurzeln heraus und aßen sie. Die *Pa'ang*-Wurzeln sind wie Süßkartoffeln. Das habe ich miterlebt.

Ich war viel mit den Mennoniten zusammen – die waren früher arm; sie hatten keine Fahrzeuge, keine Autos, nur Pferdewagen; mit denen fuhren sie nach *Haalhama-Teves*, um Lebensmittel zu holen. Sie waren arm dran – es ist erst jetzt so, dass sie ihre vielen Autos haben. Ich ging also zusammen mit den Mennoniten nach *Haalhama-Teves*. Am Sonntag Mittag um zwei fuhren wir los; wir hatten Baumwolle geladen oder Wassermelonen, auch Eier, die sollten auf die Eisenbahn. In *Haalhama-Teves* angekommen, mussten wir warten, bis der Zug aus Casado kam; das dauerte manchmal lang. Der Paraguayer, der in *Haalhama-Teves* lebte – *Torre* hieß er – sprach oft hart mit uns; er wurde leicht zornig. Dennoch blieb uns nichts anderes übrig als zu warten.

– „Der Zug wird am Nachmittag kommen,“ sagte der Mennonit dann. „Die Bahnlinie ist wohl wieder nicht in Ordnung.“

Ich war zu jener Zeit selten zu Hause; ich war ständig mit jungen Mennoniten unterwegs. Ich war nie daheim; ich war nicht bei meiner Frau. Am Sonntag um zwei fuhr ich los, zusammen mit den Mennoniten. Freitag Nacht kamen wir zurück und am Samstag Morgen brachten wir die Lebensmittel nach *Paeclha'pe'*. Wenn es regnete, hatten wir es schwer. Der Pferdewagen konnte in dem schweren Boden stecken bleiben; dann schirrten wir unsere Pferde aus und halfen unserem Nächsten, wenn er seinen Wagen aus dem Lehm zog. So war es damals mit den Mennonitenjungen. Ich war stark und merkte es, wenn unser Begleiter nicht nachkam. Dann schirrte ich die Pferde aus und ging zu ihm zurück:

– „Hält dich der Lehm fest?“

– „Ja.“

So war es damals mit den Mennonitenjungen.

Die Mennoniten hatten es am Anfang schwer und nur wenige lebten hier in *Paechha'pe*, als ich herkam. Jetzt leben die Mennoniten gut, jetzt haben sie es leicht. Das erklärte ich einem Mennoniten:

– „Jetzt lebt ihr leicht. Jetzt müsst ihr kein Geld mehr dafür bezahlen, dass eure Sachen gefahren werden. Jetzt hast du Fahrzeuge. Dein Geld hat sich vervielfacht,“ sagte ich zu ihm. „Es hat sich dadurch vermehrt, dass du deinen Landsleuten ihre Sachen gefahren hast. Du hast auch Kühe; deren Milch vermehrt dein Geld.“

So bedeutete ich dem Mennoniten.

Ich bin zusammen mit denen alt geworden, die mich damals für ihre Fahrt gedungen haben. Einer von ihnen lebt hier in *Paechha'pe*. Allerdings denkt dieser Mennonit nicht daran, auf mich zuzugehen. Ich war damals voller Eifer, wenn mich ein Mennonit abholte, denn ich begriff nicht, um was es ging; ich verstand ja auch ihre Sprache nicht. Heute denke ich nicht mehr daran, wie wir früher lebten, das ist vorbei. Aber ich denke ständig daran, wie ich mit den Mennoniten zusammen war.

\*

Die Enlhet, so wie sie heute hier leben, sind arm dran. Wir haben nichts zu essen; daher kommt es, dass wir erzählen, wie es früher war. Heute sind die Mennoniten nicht mehr mit uns zusammen, nein; sie helfen uns nicht. Erst wenn wir gearbeitet haben, bekommen wir zu essen. Auf unsere Bitte allein hin bekommen wir nichts.

– „Arbeite erst!“, sagen sie dann einfach.

Sie bedenken nicht, dass sie zu uns gekommen sind. Nein, daran denken sie nicht. Wir reden oft und auf vielerlei Weise mit den Mennoniten, um sie auf das aufmerksam zu machen, wovon ich hier spreche, ja! Wir brechen unser Gespräch mit ihnen dann jedoch immer ab, denn sie reden hart. Die Worte der Mennoniten sind hart, nicht so wie unsere. Unsere Worte werden leicht mürbe und wir weichen zurück. Wir wollen nicht zu lang auf unserer Sache beharren. Es ist nämlich wahr: dieses Land, der Lebensraum der Enlhet – die Mennoniten haben ihn zerstört. Sie haben Bulldozer hineingeschickt, die haben unseren Nah-

rungsmitteln ein Ende gemacht. Die Tiere sind weit weg geflohen, *Popyet*, das Reh, die Schweine *Quelyahavaa* und *Paava*, all die Dinge, die wir früher gegessen haben. Mit dem Pfeil haben wir sie getötet, Gewehre gab es nicht; auch ich habe den Bogen verwendet.

Das, was die Enlhet gegessen haben, war nämlich gut! Alles haben die Enlhet gegessen, da war nichts Unbekanntes, gar nichts. Heute vermissen die Enlhet das, was sie früher gegessen haben. Die wenigen, die übrig geblieben sind, sprechen davon. Aber sie wissen nicht, wie sie es zu Gehör bringen sollen.

### III.

#### Das Zusammenleben wurde schwierig

Früher lebten die Enlhet mit den *Quenmecpeyem*, den Ayoreo, zusammen. Nun, wir lebten nicht direkt beieinander, aber die *Quenmecpeyem* machten Besuche unter uns, bei unseren Vorfahren. Das war bei *Faro Moro*, bis dorthin reichte das Land der Enlhet. Dort war ein Flusslauf; die Enlhet lebten auf dieser Seite des Wassers, die *Quenmecpeyem* auf der anderen. Sie lebten mit uns zusammen; sie waren Nachbarn der Enlhet. Die Enlhet machten bei ihnen Besuche; dabei wurden auch Sachen ausgetauscht. Lange lebten sie so beieinander; eine sehr lange Zeit.

Eine Sache aber, *Mongya'ascaalhma'*, dass man sich nicht angemessen zu benehmen weiß, dass man die Sachen des Nächsten respektlos behandelt – das war es, was die *Quenmecpeyem* aufgebracht hat. Die Enlhet sammelten oft Früchte des *Yamacpet* jenseits des Flusslaufs, die aß man gern. Sie holten *Yamacpet* dort im Busch; sie suchten auch Honig. Einmal begab sich dann aber folgendes – es ist immer dasselbe, dass jemand sich maßlos benimmt: Ein *Quenmecpeyem* hatte am Rand des Flusslaufs Honig gehackt, dort in deren Land. Ein Enlhet aber schoss auf das alte Hackloch und der Pfeil steckte nun oben im *Naava'*, im gelben Quebracho, in dem der *Quenmecpeyem* Honig gehackt hatte.

Das brachte die *Quenmecpeyem* zum Nachdenken:

– „*He'*“, sprachen sie wohl bei sich. „Die Enlhet haben offensichtlich vor, uns Schaden zuzufügen.“

So dachten damals die *Quenmecpeyem*. Da brausten sie auf; sie schwärmten aus. Das war der Anfang davon, dass sie gefährlich wurden; von nun an kamen die

*Quenmecpeyem* als Krieger in die Dörfer der Enlhet.

Die *Quenmecpeyem* und die Enlhet führten gleichermaßen gegeneinander Krieg. Es kamen Enlhet um; es starben auch *Quenmecpeyem*. Wie ich eben gesagt habe, rührte dieses Sterben ohne Ende daher – das wollen wir nicht vergessen – dass einer den anderen respektlos behandelt und ihm Schaden zugefügt hatte. Das sei nicht hinnehmbar, so haben die *Quenmecpeyem* damals wohl bei sich gedacht. Ein solches Auflodern von Streitigkeiten ohne Ende, das lässt uns fürchten. *Nentavascama Engmooc*, den Nächsten respektlos behandeln, das wollen wir bleiben lassen. Das bringt Leid.

\*

Schaut, ihr Enlhet, meine Landsleute! Das, was ich hier berichte, ist auch uns so widerfahren. Auch wir wären beinahe zu Wilden geworden; beinahe wären auch wir zornig geworden. Es war nämlich so, dass uns die Mennoniten unser Land weggenommen haben, als sie kamen. Es ist, als hätten sie uns unsere Heimat entwendet. Sie drangen in den Busch ein und haben die Bäume gefällt. Dann ihre Gewehre, mit denen sie ständig herumgeknallt haben – davor hatten wir ja Angst! Sie waren maßlos. So handelten die Mennoniten damals.

Das berichten die *Quenmecpeyem* ebenso. In jener Zeit wollte auch deren Zorn wieder aufbrechen; ihre Wut wollte erneut auflodern. Damals starben Weiße, wenn sie in den Busch gingen und dort mit ihren Gewehren knallten. Davon erzählen die *Quenmecpeyem*:

– „Es knallt! Sie wollen angreifen!“, sagten sie untereinander.

Ich habe selbst zugehört, wie ein *Quenmecpeyem* das erzählt hat.

– „Es knallt!“

Sie dachten damals, das sei ein Zeichen zum Angriff.

– „Wer wurde erschossen?“

Sie dachten, einer von ihnen sei umgekommen.

Ich bezweifle diesen Bericht der *Quenmecpeyem* nicht, denn ich weiß, wie es war. Bei uns war es ja genauso; auch wir flohen in den Busch, als damals der Krieg der *Valay* ausbrach. Damals wären auch wir beinahe zu Wilden geworden. Und das, obwohl unsere Vorfahren doch hier lebten. Sie hatten Felder! Sie hatten zu essen, im Überfluss! Sie aßen unbeschreiblich vielfältig, *Seppo*, die

Mandioka; die Kürbisse *Ya'teepa* und *Semheeye-tcooc* – eine große Vielfalt – *Peheya'*, Süßkartoffeln; *Quelayque-lpaasyam'*, schwarze Bohnen; vielerlei Dinge pflanzten die Enlhet an. Felder gab es hier, Felder der Enlhet! Ich weiß das sehr genau; ich habe das alles miterlebt. Ich weiß das in allen Einzelheiten.

Dann nahmen die Mennoniten unsere *Yaate'eymeem*-Sträucher in Besitz; auf einmal standen die mitten auf dem Feld eines Mennoniten. Wenn wir nun von den Früchten des *Yaate'eymeem* holen wollten, damit wir damit Muster auf unseren Körper zeichnen konnten, ließ der Mennonit das nicht zu – so gaben wir ihm den Namen *Masma-Yaate'eymeem*, das ist der, der uns den *Yaate'eymeem* vorenthält. Dieser Mennonit hatte sich unsere *Yaate'eymeem*-Sträucher angeeignet.

Auch Vater hatte hier gepflanzt – den Enlhet missfielen die Kühe der Mennoniten; die zerstörten ihre Felder. Zwar stellten die Enlhet *Vaalha*-Zweige rings um ihre Felder auf, doch nein! Die Kühe gingen einfach darüber hinweg. Daher rührte es, dass die Enlhet unwillig wurden und es kam dazu, dass sie zu stehlen begannen: Süßkartoffeln, Mandioka, Kürbisse, Wassermelonen, Mais, all das nahmen sich die Enlhet. Sie drangen sogar in die Häuser der Mennoniten ein: Wenn die sich in der Kirche versammelten, gingen die Enlhet in ihre Häuser und holten Lebensmittel, Mehl und anderes. Das alles war der Grund dafür, dass das Zusammenleben schlecht wurde.

Bis heute hat es nicht aufgehört, dass Enlhet stehlen. Es nahm seinen Anfang, als die Enlhet ohne Essen waren; die Ankunft der Mennoniten machte uns zu Leuten ohne Essen, ja! Die Antwort der Enlhet bestand darin, dass sie sich Nahrungsmittel nahmen, Brot, Fleisch, Zucker, gelegentlich auch Kleider. Sie drangen in die Häuser der Mennoniten ein – auf diese Weise drückten die Enlhet wohl ihre Wut aus. Zwar lieferten sie sich ihrem Zorn nicht aus, aber sie suchten einen Ausgleich. Getötet haben wir jedoch nicht, keinen einzigen Mennoniten. So habe ich es miterlebt, so haben meine Vorfahren gehandelt. Sie haben gestohlen, gleichsam als Ausgleich dafür, dass man uns unsere Heimat und unser Land entwendet hat.

So haben das meine Vorfahren berichtet. Sie haben sich einen Ausgleich dafür genommen, dass unsere Felder missachtet und unsere Pflanzungen zerstört wurden. Sie haben Kühe der Mennoniten geschlachtet, selbst Zugtiere. Sie haben sie in den Busch getrieben, ohne dass man Spuren gefunden hätte. Die haben sie nämlich mit *Vaalha*-Zweigen verwischt und die Mennoniten suchten vergeblich.

Der Mennonit sagte dann etwa:

– „Ich finde meine Kuh nicht.“

– „Hier ist sie auch nicht. Wahrscheinlich ist sie weit weg gegangen. Vermutlich ist sie nach Kanada zurückgekehrt,“ konnten die Enlhet antworten.

In Wirklichkeit haben sie die Kuh aber gegessen und sich aus ihrem Fell Fußzeug angefertigt.

So war es, so haben wir es erlebt. Das sollten auch die Mennoniten wissen. Die Enlhet sind nicht zornig geworden, grundsätzlich nicht. Wir haben den Mennoniten keinen Schaden zugefügt. Nur, wie ich eben erzählt habe, die Enlhet haben gestohlen – und das verstanden sie wirklich gut. Die Mennoniten schliefen mittags geruhsam, wir aber gingen auf ihre Felder, um Mais oder Wassermelonen zu ernten, ohne dass der Besitzer etwas davon gemerkt hätte. Wenn er später unseren Spuren nachging, dann tat er das vergeblich – wir waren nämlich rückwärts davongegangen. Die Mennoniten – und auch die Paraguayer im Krieg – dachten, wir seien in jene Richtung entkommen. In Wirklichkeit waren wir jedoch rückwärts in die andere Richtung davon gegangen. Die Enlhet waren einfallsreich!

Das alles war, wie ich eben gesagt habe, die Antwort darauf, dass die Mennoniten unsere Felder kaputt gemacht hatten. In jener Zeit fing es an, dass die Enlhet stahlen. Die Enlhet früher kannten kein Stehlen, nein – das kam erst dadurch, dass die Mennoniten unsere Felder missachteten. Ich weiß, wie das alles begann. Stehlen gab es früher nicht. Es ist erst jetzt aufgekommen, als Ausgleich dafür, dass unsere Felder zerstört wurden, dass uns die Mennoniten unsere Heimat entwendet haben. So war es.

\*

Die Weise, wie wir mit den Mennoniten zusammenlebten, zeigt, dass es den Enlhet nicht gefiel, als die Mennoniten hier in unsere Heimat kamen. Es war doch das Land, das den Enlhet ganz fest gehörte. Aber sie haben es uns gleichsam entwendet. Oder, wie man auch sagen könnte, es war nicht zuerst über die ganze Sache gesprochen worden. Aus diesem Grund haben die Enlhet so gehandelt, wie sie gehandelt haben. Ich weiß das genau.

So haben die Enlhet es auch nicht zugelassen, dass ein Mennonit einen einzelnen Enlhet als Arbeiter abgeholt hat. Das war unmöglich; ich weiß das noch sehr

gut.

– „Geh nicht mit ihm! Nicht allein! Es sollen viele gehen, dann werden sie auch die Arbeit schnell fertig bekommen.“

So sprachen unsere Vorfahren, die, die heute schon tot sind.

– „Also gut, dann sollen viele kommen!“

Nun handelten sie die Bezahlung aus:

– „Wirst du ihnen auch etwas geben? Enthalte ihnen dein Essen nicht vor, Süßkartoffeln, Erdnüsse, gib von allem! Gib ihnen auch Stoff!“

So forderten unsere Vorfahren.

Es kam nicht von ungefähr, dass die Enlhet so handelten: Das, was ich hier erzähle, war die Antwort auf das, was sie erlebt hatten. Mit ihrem Vorgehen wollten sie die Heimat der Enlhet bewahren. Sie wollten ihr Zusammenleben schützen. So war es nämlich für die Gruppe und ihre Zusammengehörigkeit nicht nutzlos, wenn ein Mennonit in ihre Siedlung kam, um Arbeiter zu suchen. Nicht so wie heute, wo die Enlhet einzeln bei Mennoniten arbeiten. Da geht es verloren, dass man sich gegenseitig zugetan ist. Das wussten die genau, die vor uns alt geworden sind. Deshalb haben die Enlhet auf diese Weise gehandelt; das ist nicht zu bezweifeln. Die Alten wissen das sehr genau, so wie auch ich es weiß.

\*

Als der Krieg kam, hatten die Enlhet nichts zu essen, da war es schwer. Als sie wieder aus ihren Verstecken hervorkamen, gingen sie oft zu den Mennoniten. Die gaben uns jedoch nichts zu essen, nur Schalen von Süßkartoffeln. Das, was sie den Schweinen gaben, das haben auch wir bekommen. Davor habe ich Angst – ich merke, dass es wieder so wird, dass die Enlhet Hunger leiden. Wir bitten ja nicht um etwas Verwerfliches, aber ohne Essen kommen wir nicht aus. Wir verstehen ja zu pflügen und zu pflanzen, aber heute erreichen wir nichts mehr – anders als früher, als die Enlhet *Menme'*, den Grabstock, verwendeten. Damals pflanzten sie auch mit der Hacke – wenn unsere Vorfahren von den Paraguayern am Fluss kamen, brachten sie Eisenstücke mit. Aus denen machten wir auch Beile. Die waren zwar nicht schön, aber die Enlhet verstanden sie zu nutzen.

So war es früher; wir hatten keine Sachen. Und dennoch: Die Enlhet wussten sich zu helfen! Den Brunnen gruben sie allein mit der *Menme'* bis zum Wasser! Und wenn sie auf die Jagd gingen, nahmen sie ein *Pascamaames*-Rohr mit sich.

Bestiegen sie einen Baum und fanden Wasser darin, so tranken sie das mit dem *Pascamaames*-Rohr. Dabei wechselten sie sich ab, sie tranken alle. Das ist unsere Art, die echter Enlhet. Das habe ich erlebt. Ich habe viel gesehen; ich weiß auch viel. Was ich weiß, sind nicht etwa Dinge, die ich bloß gehört hätte. Ich habe sie selbst erlebt und gesehen. So war unsere Art früher. Die Art der Enlhet heute – ach nein! Wir wissen nicht mehr, wie wir uns helfen können.

Früher etwa waren die Enlhet an die Hitze gewöhnt, ganz ausgesprochen. Die Jungen heute dagegen können keine Hitze mehr ertragen, die Hitze will sie beinahe umbringen. Unsere Vorfahren, ja! die konnten Hitze ertragen. Stark waren sie und hatten keine Angst vor der Glut des Tages, wenn sie auf die Jagd gingen. Zudem war die Beute nah, das Reh *Popyet*, die Schweine *Paava*, *Ya'havay* und *Pomaap*, vielerlei. Damals litten sie keinen Hunger, nein.

Die Enlhet hatten Haustiere, von allem, Schafe, Ziegen, eine Fülle – jetzt haben sie keine mehr. Sie könnten zwar welche haben, wir hüten uns jedoch davor, die Mennoniten aufzubringen; wie leicht gehen die Ziegen in die Felder der Mennoniten. Und auch wir selbst, es kann sogar vorkommen, dass sich einer der Unseren erzürnt, wenn Ziegen in seine Pflanzung gehen und sie abfressen. Früher gab es keinen Hunger. Da hatten die Enlhet zu essen! Jetzt im Zeitalter der Mennoniten haben wir nichts. Was sollen wir tun? Bei wem können wir Hilfe finden? So leben wir heute. So nehmen wir die jetzige Zeit wahr.

\*

Ich habe viel zu sagen. Wir haben zwar Felder, aber die nützen nicht viel. Sie schaffen uns nur Schulden. Früher hatten wir keine Schulden, Leihen kannte man nicht. Erst jetzt ist es so, dass wir einen Kredit haben müssen, um pflanzen zu können. Aber wir freuen uns vergeblich, wenn der Traktor pflügt: Essen haben wir nicht. Wir pflanzen zwar Süßkartoffeln, aber die allein reichen nicht zu.

Früher gab es Feste, wir hatten nämlich zu essen. Wir litten keinen Hunger, wir baten unsere Nachbarn nicht um Lebensmittel. Wir hatten Ziegen, Schafe, Wassermelonen, Süßkartoffeln; die gab es hier. Damals war es gut – heute ist nichts mehr da. Was ist nur los? Woher kommt es nur, dass unsere Heimat einen solchen Niedergang erlebt hat? Oftmals sagt ein Mennonit:

– „Die arbeiten nicht!“

Das stimmt aber nicht! Die Enlhet arbeiten hart. Er hat nicht recht. Die Enlhet

arbeiten schwer, und dennoch haben sie Schulden. Unser Nächster kann uns wirklich leid tun. Da bringt er seinen leeren Einkaufssack mit, wenn das Erntegeld ausgezahlt wird – und trägt ihn umsonst. Der arme Mann, es schneidet einem ins Herz. Was aber können wir tun?

Da sagen dann die Mennoniten:

– „Ihr müsst arbeiten!“

Wir arbeiten zwar, aber wir haben nichts zu essen im Haus.

– „Pflanzt Süßkartoffeln!“, sagen die Mennoniten.

Wir pflanzen ja, Baumwolle, Rizinus, Sesam – wir haben trotzdem nichts zu essen; die Süßkartoffeln tragen schließlich nicht über Nacht. Wenn endlich geerntet wird – da ist es einem arg um die Enlhet, wirklich! Ganz umsonst sagen sie erwartungsvoll zueinander:

– „Ich habe viele Kilo geerntet!“

Wenn sie aber zur Auszahlung des Erntegelds gehen – welche Enttäuschung! Einige bekommen überhaupt nichts. Das Geld geht in die Schulden für den Traktor, der gepflügt hat, für das Gift, für das Eggen des Feldes. Was können wir nur tun? Die Lage ist schlimm, wir können nichts tun. Das ist der Grund, warum wir zu guter Letzt zu betteln anfangen. So ist es dazu gekommen, dass wir unsere eigenen Leute anbetteln – aber die haben ja auch nichts zu essen. In allen Siedlungen ist es so. Das habe ich beobachtet; was ich sage, ist nicht erdichtet.

Die, die Geld herausbekommen, freuen sich wirklich. Aber die anderen, die leer ausgehen, sind umsonst von zu Hause aufgebrochen. Sie tragen ihren Einkaufssack nutzlos mit sich. Es ist, als weinten ihre Herzen. Auch mir geht es so, uns allen! Vergebens habe ich mich all die Jahre bemüht; umsonst habe ich viele Jahre gearbeitet und für meinen Patrón gepflanzt. Ihr solltet kommen und euch mein Haus anschauen. Seht doch, wie schön es ist! Es ist hübsch. Ansehnlich ist es, hat Fenster aus Glas! – Nein doch, es ist jämmerlich. Ihr solltet es euch anschauen. Ich habe vergebens viele Jahre gearbeitet. Ich dachte, ich würde dadurch zu Besitz kommen. Das ist nicht geschehen.

Ich verstehe zu arbeiten; ich beherrsche meine Arbeit. Es wird ungerechtfertigt über mich gesagt:

– „Der arbeitet nicht. Er hat kein Haus, er hat keine Süßkartoffeln.“

Mein Haus ist immer zu kurz gekommen; ich habe nicht an meinem Haus gearbeitet. Ich habe keine Bretter, um es zu bauen. Ich habe kein Geld, um die zu kaufen. Es ist unglaublich! So sehe ich die Lage. Und wie steht es mit meinen Leuten? Ist da einer mit einem schönen Haus? Ist da einer mit Glasfenstern? Keiner von uns. Nun, das ist in Ordnung, wir sind ja schließlich Enlhet. So beurteile ich es. Aber dennoch sind wir schlecht dran: Wir haben nämlich Hunger. Das ist nicht erfunden, was ich hier sage, es herrscht Hunger. Früher gab es keinen Hunger. Da gab es unbeschreiblich viele Nahrungsmittel.

So habe ich es gekannt: Wir bewegten uns im Busch, dort fanden wir zu essen; wir hatten auch Felder. Heute dagegen ist es so, dass wir fortwährend unseren Nächsten um Lebensmittel bitten. Aber der hat ja auch nichts im Haus, wirklich! Wir denken dann leicht, er wolle uns sein Essen vorenthalten. Aber das stimmt nicht! Er hat ja selbst nichts zu essen; er hat auch kein Geld. So ist unser Leben heute. Das ist, was ich zu sagen habe. Es ist gut, dass ihr Enlhet meine Worte hört. Bedenkt, was ich sage. Ich lüge nicht. Wie ich sage, so ist es. In allen Siedlungen der Enlhet gibt es heute nichts mehr.